

Die Stadt der Jugend.

Von Julius Krudy.

(Original-Feuilleton des „Neues Pester Journal“.)

Die Reisebücher schildern Budapest als eine liebreizende Jungfrau am Gestade des alten Donaustromes, wo im Frühjahr Veilchendünfte die Stadt überfluthen, wie die schönen Damen am Pester Corso. Zur Herbstzeit ist es Ofen, das der Stadt den eigensten Ton leiht; auf der Basteipromenade hört man die Wildkassanien im Niederfallen hart aufschlagen, in der träumerischen Stille tönen die Klänge der Militärmusik aus dem Kiozt herüber — der Herbst und Ofen stammen von derselben Mutter.

Zwanzig Jahre sind es her, daß ich gleich dem Jüngling aus Dumas' Romanen in die Stadt einzog, mit einem Thaler in der Tasche, die Seele von maßloser Ambition erfüllt, wie dies bei sechzehnjährigen Männern regelmäßig vorkommt. Der Zug fuhr früh Morgens ein und schon auf dem Nákös stieg einem mit der Frühherbilkluft der Duft der Stadt in die Nase. Zu jener Zeit sorgten Fabrik-schornsteine und Gemüsehändlerinnen für das Odeur der Stadt. Auf der Kerepeserstraße fuhr die Pferdebahn und so uralte Kutscher lenkten die betagten Pferde, daß man süßlich glauben konnte, über Pest liege allezeit der spätherbliche Reif. Dann und wann tutete das Horn, just wie in einer deutschen Kleinstadt, und aus dem alten Gasthaus zur Krone strömten Bier- und Würstdünfte über die Waiznergasse. In der „Uhr“ saßen Abends Kaufleute in alt-

väterischer Kleidung beisammen, und in der Pariser-gasse schmückten sechzigjährige Putzmachermamsellen die Hüte der feinen Damenwelt. Ach, wie uralte war damals Budapest! Fräulein Schneider war die herrschende Schönheit darin.

Fanny Schneider wohnte in der einstigen Gutgasse und bewunderte von Früh bis Abends ihr Ebenbild im Spiegel. Sie hatte dasselbe blonde Haar, wie es in den Schaufenstern der Friseurie die Pariser Wachsfigur hat — „Pariser Blond“ nannten einst die Kunstner das rothblonde Haar —, ihr Gesicht war milchweiß und rosig, die Augen so blau wie die Fluthen der Donau unterhalb Wiens. Fräulein Schneider war meine erste Liebe, meine vornehmste Bekanntschaft, meine Gönnerin und meine Erzieherin. Ich hatte ein kleines Zimmer in Miethe, unter dessen Fenstern im Frühjahr der Essigbaum blühte. Im Winter zog man eine Strohülle über den eisernen Brunnen, dessen Schwengel beim Ziehen einen kreischenden Laut gab, wie wenn irgendwo in der Ferne ein sehr alter Mann ein Liedchen summt. Die Möbel hatten nach auswärts gebogene Beine wie die Möpse, und jedes mögliche und unmögliche Plätzchen bedeckte man mit einem gehäkelten Deckchen. Am Sonntag musizierte im Speisezimmer eine alte Spieluhr, auf dem Bücherregale standen im Roth und Gold gebunden Kisfaludy's Romanzen in Reich und Glied. Fräulein Schneider hielt einen Spiegel mit Rosenholzrahmen in der Hand, sie liebte einen Offizier, der in Mailand in Garnison lag. Die Romane und Novellen kultivirten längst nicht mehr die Zwanziger- und Dreißiger-Jahre. Doch konnte

man in der Gutgasse noch gelegentlich an einem alten Kavaliere den blauen Frack aus Napoleon's Zeiten bewundern, als ob die Uhren fünfzig Jahre Verspätung zeigten — und Fräulein Schneider sah mir schmachtend in die Augen.

„Wären Sie nicht geneigt, Soldat zu werden? Dichter und Soldat in einer Person?“

Ihr Kleid duftete nach Flieder, sie führte ein Tagebuch und ging Sonntags im weiten, großgeblumten Kleid zur Kirche. Nach der Messe kamen verschiedene Fredy und Henry benamfete Onkel und Tanten, die man Susanne und Rosine nannte, auf Besuch. Nachmittag machte ein Offizier in schäbigem Waffentrock und Stiefeln mit weitem Schaft seine Aufwartung. Der Herr Offizier hatte manchmal eine volle halbe Stunde zu warten in Gesellschaft der schon hundertmal bewunderten, in runden Goldrahmen prangenden Photographien und Albums, bis Fräulein Schneider ihre Toilette beendet hatte. Ihr Antlitz war stets frisch und rosig: sie trippelte mit kleinen Schritten, den Fächer in der Hand, konnte wunderschön seufzen und brachte das kurze Viertelstündchen, das zwischen dem Anzünden der Petroleumlampe und dem Scheiden des Tageslichts fiel, ebenso mit Küssen und Händedrücken, leisen Liebeschwüren, das Köpfschen an die Männerbrust geschmiegt zu, wie jedes andere nette Fräulein des vergangenen Jahrhunderts, das zur täglichen Lektüre den Himsy und Byron's Verse ausgewählt hatte.

Es schien, als wäre so ein Sonntags-Nachmittag in der Inneren Stadt des Lebens einzig Zweck und Ziel. In die eigenartigen Wohnräume

mus. Jetzt zeigt es sich mit voller Klarheit, daß

daß die Bauern nie zu Bodenbesitz kommen kön-

Der Verlauf der Berathung über die Spiritus-

der alterthümlichen Häuser mit den weißen Mullvorhängern in Schmetterlingsdessin am Fenster drang milde, laue Abenddämmerung und die krummbeinigen Stühle, die in der Nachmittags-Nüchternheit in sittsamer Entfernung von einander gestanden, rückten auf unsichtbaren Rädern ganz nahe zu einander hin. In den krummen Gäßchen gingen trippelnd alte, kippelförmig gekrümmte Frauen von der Bitanei, und alte Männer, die den Anfangsbuchstaben alter Bibeln glichen, ihren Heimstätten zu. Hinter den korbförmigen Eisengittern der Fenster erwachten für einen Moment Träume zum Leben — als glitt der Vorhang über eine rosenrothe Bühne in die Höhe.

Es steht irgendwo ein kleines Jagdschloß und aus dem tiefen Waldesstranz schallt melancholisch der Ton des Waldhorns... In einem alten deutschen Städtchen sieht man die Kompagnie nach der Fremde abmarschiren, es spielt die Regimentsmusik, weiß schimmert der Waffenrock der Soldaten und der Tambour wirft den Trommelschlägel hoch in die Luft... Oder — es ist der Lenz erwacht, Düste schweben in den Lüften, im grünen Wald drehen sich Schühen nach dem Walzertakt mit den Damen des Städtchens, unermüdlich bläst die Stadtmusik den Klapka-Marsch dazu.

Bei Abenddämmerung wurde Fräulein Schneider jedesmal zur liebreizenden Jungfrau, die mit Henry im bequemen Reisewagen gen Venedig zog — dem blauen Meere zu. Junge Herren gab es dazumal keine in Pest, und Baron Friedrich Podmaniczky's weißer Bart und hochrothe Nelke repräsentirten den großstädtischen Ton in der Stadt. In den krummen Gäßchen der Innern Stadt rüttelte

der Wind an den Schildern mit deutscher Aufschrift, und man konnte jeden Moment an einer Straßenecke auf das Auftauchen des Notars von Peleske gefaßt sein — es schien, als sei die Stadt gar nicht anders geworden seit der Zeit des berühmten Notars. Die Patrizierfamilien hielten ostentativ an ihrem Deutschthum fest, die ungarischen Tagesblätter wurden im Kaffeehaus bloß von den Juristen gelesen, die im Museumgarten tagtäglich Demonstrationen veranstalteten. Der Patriotismus offenbarte sich in in der Stadt in eigenartiger, beinahe komischer Form; wohl hatte man die Hahnenfeder auf dem Cylinder schon weggelassen, doch war noch immer „Szücs pácsi“ der Führer der Jugend. Die „Hexen“ der Juristen amäfirten den Pester Bürger, die im Stumpfsinn dahinbrütenden Bewohner der heutigen Ringstraße, wo dazumal die Paläste noch leer, öde und unbewohnt, Skeletten gleich dastanden und ein Schuster das glänzendste, Abends von drei Lampen beleuchtete Schaufenster besaß. Die Großväter der heutigen eleganten Agenten gingen dazumal in knappen ungarischen Hosen und hohen Stiefeln einher. In der Kronprinzgasse kostete der theuerste Damenhut dreißig Gulden und der alte Stephan Kleß wurde allgemein als der genialste Sparkassendirektor anerkannt.

Ach, wie still und alterthümlich war doch vor zwanzig Jahren diese Stadt! Die Plakate wurden konfisziert, wenn dekolletirte Damen darauf figurirten, die Vagabunden und Schauspieler liefen in großkarrirten Beinkleidern herum, die Elementarschulen und Mädchenpensionate waren in uralten Häusern untergebracht, wo der Regen die Plafonds durch-

näste, auf den Gassen hemmte das ewige Pflastern jedwede Kommunikation — und diese Thatsache weckte Jahre hindurch meine stete Verwunderung.

Vielleicht machen es die auf Windesflügeln vorbeieilenden Jahre, daß man heutzutage in Pest kaum mehr alte Leute sieht, denn all' die alten Menschen, die mürrisch und mißtrauisch der nach Pest einströmenden neuen Bevölkerung entgegenkamen, sind längst todt und begraben... Die Kaufleute, die auf den Gassen den Provinzlern auflauerten — die Advokaten und Agenten, die sich scheelen Blickes an die neue Bevölkerung herandrängten und den schon in der Provinz halb zugrunde gegangenen neuen Pestern mit werthlosen Aktien und schwindelhaften Geschäften den letzten Kreuzer aus der Tasche lockten — die lieberlichen Frauenspersonen, die den Landgeistlichen zum allgemeinen Aergerniß in ihren Fenstern den Tschibuk rauchend zur Schau stellten — das gemeingefährliche Gefindel der Nachtlokale, welches noch nach der alten Schule Bauernfängerei trieb, am Spieltisch, beim Champagner in den berüchtigten Sanglokalen sich hinter die Röcke der Sängerinnen verkroch — sie alle waren alt geworden, verschollen, ihr ordinäres Gebahren störte nicht mehr die vornehme Stille der modernen Cafés. Heute ist es mit diesem Volk in Pest auch nicht besser bestellt, doch sind sie jünger, somit weniger widerwärtig. Welch komische Figur würde jetzt ein Kavaliere der Achtziger-Jahre in der Waiznergasse abgeben!

Das neue Leben begann zuerst auf den neuen Ringstraßen; dort tauchten zuerst die Jünglinge von Klondyke in den Kaffeehäusern auf, dort hörte man

die echten englischen Saute, der Schwindler aus Amerika entfaltet dort zuerst das Sternbanner: Herab mit dem Schnurrbart!

Es schien, als ob bloß der Männer Bart und Schnurrbart hemmend auf die freie Entfaltung der Stadt einwirkten. Die Rasenmesser schleiften ihre Rasenmesser und die Stadt schien an einem Tag zu wachsen, sich zu vergnügen und emporzublühen. Mit der neuen englischen Mode wurden neue, amerikanische und englische Sitten heimisch. Der Wettkampfsport wird in die alten Cafés der Inneren Stadt verbannt, dorthin kommen die Jockeys trinken und Billard spielen, auf der Ringstraße dagegen, als schallte das Trompetengeschmetter einer dahersausenden Reiterschaaft — erschallen plötzlich die Töne des körperstählenden Sports; noch verdecken Staub und Entfernung die nahende Husarenkadron, doch sieht man schon Csákós blinken. Und es naht der verführerischste aller Sportes — das Football.

Nach dem krummbuckligen, mit dem Lebensüberdruß kokettirenden Gigerl der Achtziger-Jahre, der an der Ecke der Hatvanergasse so widerwärtig den Bornehmen gab, tauchen plötzlich glattrasirte, breitschultrige Jungen, die Hosen nach englischem Schnitt gebaut, in der Straßen der Stadt auf. Der kurze Doppelkragen hebt die Halsmuskeln vortheilhaft hervor, an jeder Straßenecke hängt das Schild eines Zahnarztes, denn man bedarf zur zweckentsprechenden, richtigen Ernährung gesunder Zähne. Jung-Ungarn zieht ins Ausland, um zu studiren, es entstehen prächtige Tagesblätter, die den Pester Bürger aus seiner Lethargie und seiner gleichgiltigen Existenz aufrütteln. In den bisher öden Gassen ent-

stehen auf einmal glänzende Pariser Geschäfte, saufend rennt das Automobil zwischen den gaffenden Fiakern einher. Mit einem Schlage ist in der Stadt die Jugend Herr geworden — dort, wo an die hundert Jahre die alten Spießbürger der Inneren Stadt dominirten. Der Nachtwächter magt es nicht mehr, in den glänzend beleuchteten Gassen die Stunden auszurufen, und anstatt des Hahnenschreis erschallt der Pfiff des Anführers der Sporttruppe, um am Sonntagsmorgen die Studenten und die Arbeiterjugend zu wecken.

Ganz plötzlich rückt der neue Bürgermeister ein, um mit einer muthigen Geberde die ganze Stadt nunmehr der Jugend preiszugeben: Nehmt sie — die Stadt ist Euer! Dugendweise hant man die schönen Schulen, wo die Jugend erzogen wird, und der Bürgermeister ist der Erste, der am neuen Sportplatz den Football antreibt. Auf den Filmen Edison's kommen knarrend, auf verschiedenen Bühnen der Stadt die Sitten fremder Länder zur Schau. Wunderbare Reisebilder ziehen vorüber, Dampfkolosse wiegen sich, kaum zehn Schritte vor uns, auf den Wellen des Ozeans. Die Züge der Pacificbahn sausen an uns vorbei. Der Niagara donnert sprudelnd herab. Der zehnjährige Junge hat an einem Abend eine Ozeanreise mitgemacht. Wie schade, daß geschmacklose Krämerseelen aus der Erfindung des genialen Amerikaners blöde und widerwärtige Theaterkomödien geschneitelt haben — dies wirkt den Pester Geschmack wieder auf Jahrzehnte zurück.

Obwohl der Spätherbst angebrochen, muß heute Jedermann voll Entzücken über die Budapester

Straßen wandern. Aus der moderigen, mürrischen Stadt alter Leute, wo höchstens das Werkel der schwäbischen Kirchweih das Großstadtleben repräsentirte, erstand glänzend und triumphierend die herrliche Stadt der Jugend. Frisch klingen die Hämmer, begeisterter Männer weiser Blick, fleißiger Arbeiter starke Arme, die mit maschinenmäßiger Präzision ihre Arbeit verrichten, tönt aus vergangenen Jahrzehnten herüber. Bei Tag wurde unablässig gebaut, auf Paläste Thürme gezogen, der Sonne zugewandt, und bei Nacht, als gingen enblose Reihen von Leichenwegen und führten den verwitterten Mörtel aus der Stadt: alter Leute und alter Häuser, alter Gassen und alter Sitten letzte Ueberreste.

Schade, daß in dieser wunderschönen Stadt, wo über den Palästen auch zur Winterszeit oft warme Frühjahrssonne scheint — der Stadt der gutgekleideten Männer und der schönen Frauen — aus dem Blick der Frauen die tiefe Nacht des Orients leuchtet, indeß aus ihren Kleidern der Parfümfranzösischen Geschmacks strömt. Die Männer sind entschlossen, doch ein wenig schroff, wie solche, die sich erst kürzlich die Hände von der Schlacke der Goldminen gereinigt — die Verfeinerung der Herzen und des Geistes hat nicht Schritt gehalten mit der Arbeit am klingenden Amboss. Und die Herzen sind traurig hier, als wären die Singvögel alle davon geflogen, als hätte sie das Klirren an den Ketten der Baukrähne verscheucht.

Und Moral — gibt es keine.

Denn der Bürgermeister von dazumal vergaß, die Stadt mit Geld zu versehen — für Geld ist Alles feil! Nikolaus v. Szemere erzählt im Jockey-

klub, daß er jedesmal mit Angst im geschlossenen Wagen über die Straßen Budapests fahre. Augen, vor Hunger glühend, starren ihn aus dem Gewühl der Straßen an, wie Wolfsaugen bei tiefem Schnee hinter dem Schlitten des Reisenden. Deshalb sind wir aber doch Großstadt, herrlich und strahlend, obwohl der Winter herannaht und aus den Vorstädten das Heulen des Hungers an unser Ohr schlägt: im Hotel am Donaustrand tanzen Herren und wunderschöne Damen den Tango — vielleicht sind wir in Paris und die Stadt ist von den Preußen eingeschlossen.

Ich blättere in einem alten Stammbuch — und Fräulein Fanny Schneider erwacht zu neuem Leben in der Donaugasse oder vielleicht drüben in Ofen im Taban, wo die Uhren noch mit bedächtigen Ernst die Stunde künden. Das Fräulein ist mit dem Zeitgeist und den Männern gar nicht zufrieden. Als sei das „Pariser Blond“ der Haare und das Augenpaar à la blaue Donau gänzlich aus der Mode gekommen, in der Stadt gibt es keine Dämmerung mehr, die elektrischen Lampen brennen am helllichten Tag und aus den Herren Offizieren sind nüchterne Beamte geworden. „Heute wissen die Männer nicht mehr, was Liebe ist!“, meint Fräulein Schneider. „Das Leben, der Kampf ums tägliche Brod, die erbärmlichen Liebeleien der Kaffeehäuser und die Oberflächlichkeit der Literaten hat jede edle Empfindung erstickt. Niemand schreibt mehr auf Briefpapier, wo ein Taubenpaar schnäbelt, und auf der Straße des Kühlentales findet man kaum mehr einen jungen Mann mit einer blutüberströmten Wunde auf der Brust. Vielleicht sind die

Frauen schuld daran; das Eine ist sicher, daß dies der Zeitgeist so mit sich bringt, daß Männer und Frauen die Liebe als ein Opfer betrachten. Wo gibt es jetzt mehr einen jungen Mann, der unter dem Fenster der Geliebten promenirt? Nicht einmal in der Hauptstadt liegen verliebte Jünglinge mehr mit offenen Augen da, dort, wo es noch duftende Bäume in den Höfen gibt. Körperlich hat sich die Stadt verjüngt, aber ach! die Herzen sind so moderig wie alte Kellerräume. Vor zwanzig Jahren wagte nicht einmal ein alter Proviant-Offizier mit solchem Synismus über die heiligsten Gefühle zu sprechen, wie es heute kleine Studenten thun. Ich glaube, keine einzige Fürstin promenirt mehr in der Waiknergasse — nicht so wie einst — die alten Damen von heute waren damals alle Königsfinder. Die Frauen sind schuld daran, daß es nicht mehr Mode ist, für Damen sein Leben zu opfern, sie geben ihre Liebe zu billig her . . .“

Ach! Wo ist die einstige, theure Fanny Schneider hin, deren Porzellan gesichtchen alle Männer des einstigen Pest ins Herz geschlossen hatten! Sie aber liebte nur Einen, einen Offizier in ferner Garnison. Vielleicht kommt er schon und nähert sich schon der Heimath, an der Landesgrenze werden frische Pferde vor die Reiskalesche gespannt und unter dem Novemberhimmel kreisen schwarze Krähen über die düren Wiesen. Ein Heiliger am Wegesrand winkt dem alten Herrn Offizier, der heimwärts zieht, freundlich zu. Von nun an gibt es wieder Musik unter dem Fenster.

aus dem Protokoll zu konstatiren, daß ihn der Starcevicianer Macic beleidigt habe.

Der Präsident verspricht, das Protokoll einzusehen.

Abgeordneter Dr. Frank spricht dann weiter über die politischen Verhältnisse in der Monarchie auch mit Bezug auf die internationale Lage und meint, die Ungarn seien von allen Seiten derart von Feinden umgeben, daß sie schließlich zu der Einsicht gelangen werden, daß sie den Kroaten in vollem Umfange werden entgegenkommen müssen, um an ihnen eine Stütze zu haben. Er lehnt das Budget aus sachlichen und politischen Gründen ab.

Abgeordneter Macic erklärt in persönlicher Bemerkung, er erinnere sich nicht mehr, welche Ausdrücke er in der Erregung gebraucht habe. Sollte er jedoch den Abgeordneten Dr. Frank beleidigt haben, so bedauere er es und bitte das Haus um Entschuldigung.

Die Sitzung wird sodann geschlossen und die nächste Sitzung auf Dienstag 10 Uhr Vormittag anberaumt.

Der Aufstand in Albanien.

Die Rebellen verlangen neue Verhandlungen. — Der Vornarsch Bib Doda's.

Die Rebellen haben sich an den Fürsten um die Einleitung neuer Friedensverhandlungen gewendet. Wie offiziell gemeldet wird, bringt Prent Bib Doda siegreich vor. Dafür kommen aus dem Süden beunruhigende Meldungen. — Die Großmächte verhandeln gegenwärtig über die Gesamtheit des albanischen Problems, und es kann fest-